

Hintergrund

«Unser Gegner ist der Zynismus»

Warum Billy Bragg, der Londoner Protestsänger auf Besuch in Zürich, nach über dreissig Jahren Gitarre noch immer an die Veränderung glaubt. Ein Gespräch mit einem Ungebeugten.

Mit Billy Bragg sprach Jean-Martin Büttner

Als Sie zum letzten Mal in Zürich spielten, September 1989, stand die Berliner Mauer noch, die Apartheid zerteilte Südafrika, Ceausescu war an der Macht ...

... und auch Margaret Thatcher, vergessen wir das nicht. Ich erinnere mich an das Zürcher Konzert, es war in der Roten Fabrik, ein wunderbarer Ort.

Was hat sich seither am meisten verändert?

Die Politik braucht keine Ideologien mehr. Aber das ist nicht das Interessante.

Sondern?

Mich interessiert die Occupy-Bewegung. Sie vereint junge Menschen, die ihre Überzeugung nicht mehr aus dem 20. Jahrhundert beziehen, sondern für sich eine neue Politik formulieren.

Eine Bewegung? In Zürich bleibt der Protest Anekdote. Selbst in New York sah man im Herbst bloss eine Gruppe von Leuten zusammensitzen, nicht besonders jung im Übrigen, die der Winter wenige Wochen später wegfegte.

Ich verstehe diesen Protest als Ausdruck eines Unbehagens, das sehr viel tiefer reicht, als es den Anschein macht. Denken Sie an die Zeiten um 1989 zurück, als ich zum letzten Mal in Zürich spielte. Damals bestand zumindest die Möglichkeit einer sozialistischen Alternative zu den herrschenden Regierungen, jedenfalls in Deutschland oder England. Der Kapitalismus musste noch die Illusion aufrechterhalten, möglichst viele an seinen Gewinnen teilhaben zu lassen. Nicht einmal Margaret Thatcher kam darum herum. Davon ist heute keine Rede mehr. Immer weniger Leute machen immer mehr Geld. Und dagegen regt sich jetzt der Widerstand.

Widerstand wogegen? Mit der Globalisierung werden die Gegner unfassbar.

Die Antworten werden schwieriger, das stimmt, man kann sie nicht mehr bei Marx oder Trotzki nachlesen. Das hat auch Vorteile: Diese neue Generation kann erstmals seit über hundert Jahren eine gerechte Gesellschaft vorschlagen, ohne dabei im Schatten eines totalitären Systems zu stehen. Ausserdem verfügt sie über völlig neue Formen der Vernetzung. Als ich jung war und wütend wurde, nahm ich meine Gitarre und schrie einen Song. Heute kann man seine Wut twittern, bloggen, mailen, simslen. Und erreicht damit weit mehr als die bereits Bekehrten.

Auch Sie singen doch zu den Bekehrten. Stört Sie das nicht? Sie lieben doch die Debatte.

Ich singe für alle, ausserdem will ich die Leute nicht von etwas überzeugen. Ich möchte vielmehr versuchen, ihre Gefühle auszudrücken. Als ich zum ersten Mal die Clash spielen hörte, das war 1977 im Londoner Finsbury Park, arbeitete ich in einem Büro voller unausstehlicher Leute. Als ich dieses Konzert erlebte, mitten in der Menge, wurde mir klar, dass ich mit meinen Gefühlen nicht alleine war. Es geht also nicht darum, dass alle derselben Meinung sind. Es geht darum, Menschen zu inspirieren, im besten Fall zu einer Veränderung. Ich sehe Musiker als eine Art von sozialen Schamanen. Wir bringen vor Publikum Ideen zur Aufführung.

Machen Sie uns ein Beispiel.

Letzten Sommer fuhr ich zu einem Festival in den englischen Norden. Das Autoradio meldete, dass Rupert Murdoch die «News of the World» hatte schliessen lassen. Das inspirierte mich zu einem neuen Song. Als ich den tags darauf zum ersten Mal aufführte, jubelten die Leute nach jeder einzelnen Strophe. Es geht hier nicht darum, wie gut mein Song geraten war. Sondern um das Erleben von Öffentlichkeit als Prozess.



Sänger, Songschreiber, Aktivist und Sympathisant der Occupy-Bewegung: Billy Bragg. Foto: Linda Nyland (Eyevine Dukas)

«Man kann heute die Antworten nicht mehr bei Marx oder Trotzki nachlesen.»

Mein Lied und das darin vorgetragene, aktuelle Thema erlaubt es den Leuten, ihren Ärger gemeinsam zu erleben und auszudrücken. Statt dass jeder die Nachricht einsam vor dem Fernseher entgegengenommen hätte.

Je weniger man sagt, desto breiter wird man verstanden: Liegt nicht darin das Dilemma des Songschreibers? Bob Marley sang für die Dritte Welt, aber seine Lieder passten auch ins Fitnessstudio. Alles hängt vom Kontext ab. «Get Up, Stand Up» kann dich zum morgendlichen Joggen anregen. Der Song kann dich auch ermutigen, als Journalist gegen die Korruption des Putin-Regimes anzuschreiben. Wir sollten Bob Marley nicht verurteilen, weil seine Musik so vielen Menschen gefiel. Wir sollten anerkennen, was für ein gerissener Songschreiber er war. Er konnte hochwirksame, politische Lieder schreiben, die in den Mainstream eingingen.

Sie selbst feiern auf Ihrer letzten Platte einen Protestsänger, der im Juli dieses Jahres 100 Jahre alt geworden wäre, nämlich Woody Guthrie. Er war der grosse linke Songschreiber Amerikas, Chronist der Wanderarbeiter in der Depressionszeit. Und er hat bis in die Fünfzigerjahre Songs geschrieben, zuletzt waren es über tausend. Schon sich zu verlieben, bemerkte er einmal, sei ein Akt gegen Adolf Hitler.

Was für ein grossartiger Satz. Damals kämpfte Woody Guthrie als Marinesoldat im Zweiten Weltkrieg. Seine Tochter Nora brachte mich dazu, unverf-

fentlichte Texte von ihm zu vertonen, zusammen mit der Gruppe Wilco. Nora fand, ihr Vater sei von den Akademikern beschlagnahmt worden. Dabei entdeckte sie im Nachlass Texte von ihm, in denen er zum Beispiel Ingrid Bergman besang, die schwedische Schauspielerin. Der Protestsänger hatte also einen Unterleib.

Bob Dylan hat einmal gesagt, Woody Guthrie habe ihn gelehrt zu leben.

Bob Dylan wuchs in einer kleinen Minnenstadt in Minnesota auf, mitten in diesem riesigen Kontinent. Und da war dieser Woody Guthrie, der zu ihm und zu anderen sprach - in seinen Liedern, in Büchern und bei Radioauftritten. Was mich an Woody am meisten berührt, ist seine Fähigkeit zum Mitgefühl. Woody Guthrie hat in seinem ganzen Leben nicht einen zynischen Song geschrieben. Und das ist für mich entscheidend. Denn unser wichtigster Gegner, gerade bei der Linken, ist nicht der Kapitalismus. Der Zynismus ist der grösste Gegner.

Wenn man Sie so reden hört, muss die Entwicklung von New Labour eine riesige Enttäuschung für Sie gewesen sein. Die lange ersehnte Wahl, die ersten guten Reformen - und dann der herbeigelogene Irakkrieg, zusammen mit der Regierung Bush.

Ja, und gerade deshalb muss ich jeden Tag dagegen ankämpfen, nicht zynisch zu werden. Die schlimmstmögliche Frage ist immer noch «What's the point?», was soll das Ganze? Dass etwas schiefgeht, heisst nicht, dass man aufgibt. Es heisst bloss, dass man sich neue Leute suchen muss.

Jeder Protest wird doch vereinnahmt, jede Opposition vergisst ihre Absichten, wenn sie an die Macht kommt. Die Frage ist nur, wie lange das jeweils dauert. Ich würde eher sagen: New Labour und all den anderen linken Parteien in Europa ging die Fantasie aus. Jetzt aber geschieht etwas ganz Neues.

Nämlich?

Jetzt geht dem Kapitalismus die Fantasie aus.

Denken Sie das im Ernst?

Ja, absolut, und ich gebe Ihnen ein Beispiel. Die Barclays Bank machte im letzten Jahr 2,8 Milliarden Pfund Profit. Davon überliessen die Verantwortlichen ein Viertel den Aktionären, den Rest verteilten sie in Form von Boni an sich selber. Selbst wer an den Kapitalismus glaubt, wird zugeben, dass etwas mit dem System nicht mehr stimmt. Und dieses System wird erst dann korrigiert, wenn der Sozialismus als Drohung wieder ernst genommen werden muss.

Der Kalte Krieg ist vorbei, der Minenarbeiterstreik ging schon lange zu Ende, und doch singen Sie noch Lieder aus diesen ideologischen Zeiten.

Billy Bragg

Seine Waffe hat sechs Saiten

Zwar ist Billy Bragg, 1957 im Nordosten von London geboren, ein unverbesserlicher Sozialist. Ebenso wichtig wie die Politik ist ihm aber die Liebe. Beides besingt er, humorvoll, detailgenau und frei von Pathos. Alleine seine Zwischenansagen lohnen den Besuch eines Konzerts. Zu Recht vermutet sein Biograf Andrew Collins, Bragg hätte ebenso gut Komiker werden können. Mit seinen Songs und seiner Selbstironie reist der Sänger und Aktivist um die Welt. Und ist dabei auch auf Nora Guthrie gestossen, dem zweitjüngsten von acht Kindern, die ihr singender und vagabundierender Vater Woody Guthrie mit drei Frauen gezeugt hatte. Die Amerikanerin bat den Engländer, unveröffentlichte Texte ihres Vaters zu vertonen und aufzunehmen. Bragg holte sich dafür die Hilfe der exzellenten Folkrock-Gruppe Wilco. Ihre erste CD erschien 1998, soeben ist eine neue, brillante, auf drei CDs erweiterte Fassung erschienen. (jmb)

Billy Bragg & Wilco: «Mermaid Avenue. The Complete Sessions» (Nonesuch, 2012).

Konzert im Viadukt, heute 21 h (ausverkauft).

Ich singe keine Lieder mehr, bei denen eine Nostalgie auf den Thatcherismus hochkommen könnte. Aber es stimmt, ich singe noch immer einen Gewerkschaftssong wie «There Is Power in a Union». Weil ich überzeugt bin, dass in Europa bald wieder eine Zeit kommen wird, in der die unbändigen Marktkräfte mit den Menschenmassen kollidieren. Das wiederum bedeutet, dass diese Menschen sich organisieren müssen. Weil ich diesen Prozess für unablässig halte, singe ich das Lied, und ich singe es jeden Abend. Also auch in Zürich.

Sie treten meist alleine auf. Fühlen Sie sich einsam auf der Bühne?

Nein, ich mag das. Es ist ein bisschen wie bei einem Seitentänzer. Alle schauen zu Ihnen hoch und fragen sich, wann Sie herunterfallen. So sieht es jedenfalls aus. Die Wahrheit ist, dass Sie als Solist freier sind. Sie können genau so spielen, wie Ihnen grad zumute ist: mal energisch, dann wieder traurig. Und Sie können das Konzert in jede beliebige Richtung lenken. Woody Guthrie tat das auch.

Welche Rolle spielt die Umgebung Ihrer Konzerte, das jeweilige Land, die Sprache?

Ich achte während der ersten Lieder sehr darauf, wie das Publikum reagiert. Hören nur ein paar wenige zu, während die anderen an der Bar reden? Dann spiele ich natürlich lautere Lieder. Je konzentrierter die Leute zuhören, desto stiller wird mein Repertoire. Je besser die Leute mein Englisch verstehen, desto mehr rede ich mit ihnen.

Was darf Zürich heute Abend von Ihnen erwarten?

Die Wirtschaftskrise wird eine Menge zu singen geben. Dabei werde ich auf Songs zurückgreifen, die Woody Guthrie vor siebzig Jahren schrieb, um Vorgänge zu erläutern, die Europa im nächsten Jahr bevorstehen.

Die Revolution sei bloss ein T-Shirt weit weg, sagten Sie bei Ihrem letzten Besuch.

Genau. Man darf sich auf keinen Fall zu ernst nehmen.